Verlag Bibliothek der Provinz

Maria Eliskases
IM BLAUEN ZUG
Erzählungen zum Lob der Liebe 2007–2012
herausgegeben von Richard Pils
ISBN 978-3-99028-558-9
© *Verlag* Bibliothek der Provinz
A-3970 WEITRA 02856/3794
www.bibliothekderprovinz.at

KULTUR LAND OBERÖSTERREICH

Maria Eliskases

IM BLAUEN ZUG

Erzählungen zum Lob der Liebe

2007–2012

Inhalt

Im Blauen Zug 7
Windwurf 27
Weiningers Frau 49
Der Jogger oder Eine Linie 59
Kneippkur 88
Zusätzlicher Programmpunkt 101
Obstgärten im Winter 111
Der zweite Blick auf Lydia 127
Tagtraum in einem Potsdamer Hotelzimmer 175
Kaltenbach 194
Wernstein oder Wie eine Geschichte entsteht 206
In dulci jubilo 215
Passage 231
Tobadill 238
Eva & Adam – Eine Richtigstellung 243
Das 7. Jahr 250
Ein kalter Frühling 256
Kalenderbilder 265
Lacus felix 273
Wie im Märchen 312
Nur ein Zigarillo 315
Haferkekse für Radegonde 320
Drei Frauen oder Weiß wie Schnee 329
Hermines Dankbarkeit 369
Vom Zufall, vom Engel und vom Schaf 408
Das Hemd 414
Santa Margherita 439
Rosa rugosa 456
Sie & Er / Er & Sie / Sie & Sie 468
Ursula trägt Blau 477

Das 7. Jahr

Sie blieb gerne zu Hause, wenn Jean-Paul seine Erledigungen machte. Sie hatte Geduld. Außer sie war hungrig, dann war sie ungeduldig. In diesem Fall konnte es sein, dass sie sich wünschte, Jean-Paul, der geliebte Mann, würde sich ein wenig mehr beeilen, bei allem was er tat, denn die Mahlzeiten allein einzunehmen, gefiel ihr gar nicht. Aber er gehörte nun einmal zu den Menschen, die alles auf gründliche Art machten. Gründlich und präzise.

Auch in seinen Zärtlichkeiten war er gründlich. Suzette genoss es, sich seinen Händen hinzugeben. Das Sofa war ihr Lieblingsplatz. Es gab da einen Polster, ein wenig kleiner als das Kopfteil, aber weicher, mit Seidenbezug und Fransen an den Seitennähten, der schmiegte sich Suzettes Körper an wie eine luftige, zarte Hülle, sobald sie sich darauflegte. Der Stoff fühlte sich im Sommer kühl an, in der frostigen Jahreszeit dagegen wärmte er, echte Seide eben. Und Suzette liebte alles Edle und Echte.

Hier schlief sie also tagsüber am allerliebsten, die Nächte verbrachte sie selbstverständlich neben Jean-Paul im französischen Bett.

Sieben Jahre waren sie nun zusammen, die glücklichste Zeit im Leben hatte sie mit ihm verbracht. Man nennt das siebente Jahr das „verflixte", doch Suzette war nicht abergläubisch. Außerdem war sie nicht besonders gut im Rechnen. Solche Dinge überließ sie Jean-Paul, dem Umsichtigen, Vertrauenswürdigen, der ein besonderes Organisationstalent besaß – Jean-Paul, dem Mann im Haus. Wie sie ihn dafür bewunderte!

Er besorgte alles, was sie für den Haushalt brauchten, pünktlich und getreu ihren Vorlieben kaufte er ein, schleppte die Tüten in den fünften Stock herauf – Suzette hörte schon am Knarzen der Stufen, ob er mit leeren Händen heimkam oder mit Tüten und Taschen beladen war – und räumte die Vorräte in den Kühlschrank und in die Regale. Die gegensätzliche Pflicht, das Entsorgen des Mülls, übernahm er ebenfalls ohne Murren, brachte die Reste tropfsicher und geruchversiegelt zu den großen Kübeln, ohne jemals den Termin der Müllabfuhr zu übersehen. Der Plan hing an der Küchentür. Suzette

warf ab und zu einen Blick darauf, aber das war unnötig, sie konnte sich hundertprozentig auf Jean-Paul verlassen. Er war der richtige Mann für alles. Fürwahr, man konnte sich keinen besseren wünschen.

Es gab keinerlei Mangel, das war wichtig, denn Suzette fühlte sich nur wohl, wenn sie sicher sein konnte, dass alles in großer Zahl vorhanden war, was sie brauchte. Ein Leben in Luxus hatte ihr Jean-Paul versprochen, als sie damals beschlossen hatten zusammenzuziehen, und er hielt sein Versprechen.

Eine kleine Umstellung hatte sie im Wintergarten bewirken müssen, weil sie gegen einige Pflanzen allergisch war, und leider musste sie da ein bisschen energisch werden, damit Jean-Paul, der Pflanzenliebhaber, verstand: Sie zupfte ein paar Blätter von den Stöcken, die ihr Unbehagen bereiteten, spritzte eine ziemlich übel riechende Flüssigkeit in den Untersatz, knickte Stängel, grub einige Würzelchen frei, angelte nach den Blüten, verstreute sie wie zufällig auf den Fliesen – na also, endlich hatte der junge Mann kapiert. Er räumte die bewussten Topfpflanzen auf den Balkon, im Winter trug er sie in den Keller.

Gab es sonst noch Missverständnisse zwischen ihnen? Ja, eine Zeitlang war der Frieden erheblich gestört gewesen, das war vor etwa einem Jahr, als Jean-Paul anfing, nette Gesellschaften zu geben. Er lud immer drei Paare auf einen gemütlichen Abend in die Wohnung und dazu eine in Suzettes Augen überzählige weibliche Person. Es war aber nicht jedes Mal dieselbe, sondern immer wieder eine neue „Zusatzdame", Jean-Paul liebte anscheinend die Abwechslung, im Gegensatz zu Suzette. Und jede Zusatzdame unterschied sich auffällig von der ihr vorangegangenen, nicht nur was die Haarfarbe, die Körpergröße und die Körperfülle betraf, sogar in der Sprechweise und im Lachen zeigten die Damen erstaunliche Unterschiede. Suzette war äußerst genau, was diese Dinge betraf.

Was ihr daran besonders missfiel: Sie war ins Abseits gedrängt, als wäre sie gar nicht da, Jean-Pauls Zärtlichkeiten waren dann beiläufig, unaufmerksam. Die Zusatzdame saß links von Jean-Paul, rechts von ihm war das Büffet, von dem aus die Gäste bedient wurden. Suzette beobachtete die Gesellschaft und hatte einen ausgezeichneten Überblick. Das Licht war eine Spur zu schummrig, fand sie, ein Blumenstrauß war gekauft worden und prangte mitten auf dem

Tisch, man musste an sich halten, um nicht ständig zu niesen, sie war nun einmal gegen Blumenduft, gemischt mit Parfum, man kam sich ja vor wie in einem Harem, aber bitte, wenn es Jean-Paul Spaß machte, sie gönnte es ihm, der Gastgeber zu sein. Er brachte das Geld ins Haus, er musste es sich einteilen, und wenn er es für die kostspielige Bewirtung, für Blumen und Sekt ausgab, war das seine Sache.

Doch bei den Zusatzdamen war sie misstrauisch und registrierte jede Bewegung und speziell die Bewegungen der linken Hand von Jean-Paul, die öfters unter den Tisch glitt und ein paar Sekunden dort verweilte. Das Lachen seiner Tischdame veränderte sich in solchen Momenten, Suzettes Gehör war geschult.

Aber wie gesagt, auch diese verunsichernde Zeit verging, und wenn sie nachzurechnen versuchte – wobei man bedenken muss, dass Mathematik nicht Suzettes Stärke war –, dann schien ihr, als wären es gerade einmal fünf dieser Zusatzdamen gewesen, die ihr Kopfzerbrechen gemacht hatten.

Alle fünf brachten Suzette freundlicherweise Gastgeschenke mit. „Für die Dame des Hauses", sagte Julia, eine dunkelhaarige, rundliche Person, gleich nachdem sie den ersten Schritt in den Flur getan und Suzette kennengelernt hatte.

Auch die anderen drückten sich ähnlich aus: „für deine Gebieterin, mein lieber Jean-Paul" – sollte das womöglich eine Spitze sein?, „für deine Mitbewohnerin" – das war direkt herabwürdigend!, „für die schöne Suzette" – das war die reine Wahrheit, aber allzu schmeichlerisch, man durfte guten Grundes Hintergedanken vermuten, „für das kleine Schleckermäulchen" – nun, das war eine Beleidigung! Suzette hatte rasch den Kopf gesenkt, um sich nicht mit Blicken zu verraten, am liebsten hätte sie jedoch der mageren Blondine ihre mit Kajal umrandeten Augen ausgekratzt.

Hausherrin wäre passender, aber das hatte noch keine zu ihr gesagt. Sie atmete auf, wenn die Gastgeberei nach Schmausen und Gläserschwenken zu später Stunde mit Stuhlbeinscharren und einem kleinen Durcheinander in der Garderobe zu Ende ging, wie angenehm, wenn es still wurde in den Räumen. Das viele Geschirr und Besteck, die Gläser, die Speisereste, alles zusammen zeugte von einem gelungenen Fest, und, was beruhigend war, es machte keinen Lärm,

es schrie nicht: Suzette, räum auf, wasch mich ab, putz mich! Es stand einfach herum, beschmutzt, schmierig, feucht, mit Lippenstiftresten, der Aschenbecher war voll. Suzette übersah das Tohuwabohu in Küche und Wohnraum. Nur kein Stress wegen der Ordnung! Sie horchte auf das Getrappel im Stiegenhaus, spitzte die Ohren, da!, jetzt war die Haustür zugefallen. Sie wusste, dass auch Jean-Paul erleichtert war, wieder mit ihr, seinem Liebling, allein zu sein, für die restlichen Nachtstunden aufs Bett zu sinken, beschwipst und müde, vielleicht mit einem Lied auf den Lippen einzuschlafen …

Einmal hatte es in der Folge einer solchen Abendgesellschaft Misstrauen zwischen ihnen gegeben. Ein einziges Mal! Jean-Paul hatte darauf bestanden, die Gäste hinunterzubegleiten, genauer: die letzte Gästin, natürlich eine von diesen Zusatzdamen. Suzette erinnerte sich, es war die Brünette gewesen, deren Lachen wie die Tonleiter auf einer Klarinette klang, für empfindliche Ohren viel zu scharf.

Hinunterbegleiten, hatte Jean-Paul gesagt, zur Sicherheit, und er hatte für die fünfmal zwölf Stufen hinunter und wieder herauf sieben Stunden gebraucht. Wobei man neuerlich einschränken muss, dass Suzettes Rechenkünsten nicht zu trauen war, es könnten ebenso gut neun, fünf, sechseinhalb oder acht Stunden gewesen sein. Die Anzahl der Stufen allerdings stimmte.

Sie hatte sich in der Wartezeit eine Strafe für den geliebten Jean-Paul ausgedacht: ignorieren, keine Freundlichkeiten, mindestens drei Tage lang.

Als er dann im Morgennebel erschien (es war kurz vor Weihnachten, die Sonne kam selten durch die Wolken und es wurde erst um zehn Uhr ein bisschen hell), schaute er derart übernächtig, ja beinahe krank aus, dass Suzette ihn fast bedauerte. Aber sie blieb hart, aus den Augenwinkeln sah sie, wie er ins Bett fiel, aha, er knöpfte sich Hemd und Hosen auf, dann verließ ihn die Kraft, doch wenigstens die Schuhe streifte er noch ab, die waren eklig, nass, brr!, und Suzette schlüpfte leise aus dem Zimmer, legte sich aufs seidene Kissen und gab keinen Laut von sich. Man könnte dies für rücksichtsvoll halten, das war es aber nicht, im Normalfall hätte sie sich nämlich an Jean-Paul geschmiegt und ihn getröstet und ihre Nase in seine Halskuhle gesteckt, sie hätte ihm die Schlüsselbeine geleckt und ihn gewärmt.

Soll er allein schlafen, hatte Suzette diesmal gedacht, er verdient es nicht besser!

Aber bald war alles vergeben und vergessen – Suzette liebte die gemeinsamen Abende, wenn Jean-Paul den Fernsehapparat einschaltete, die Füße auf den Couchtisch legte, sich einen Zigarillo anzündete und sie mit dem freien Arm umschloss. Was braucht man mehr, wenn man satt ist, als einen Menschen, der einem zugetan ist, Wärme aus der verlässlichen Zentralheizung, ein komisches Geflimmer aus einem rechteckigen Kasten, leise Musik, ach, wunschloses Glück – das beste Gefühl der Welt.

So schön wie die Abende zu zweit war der Tagesbeginn nicht, Jean-Paul hatte es eilig, alles musste klappen. Kein stundenlanges Frühstücken während der Woche, kein gemächlicher Start. Um acht sollte er aus dem Haus, unter der Dusche sang er nur samstags und sonntags, die Zeit war knapp, Jean-Paul war kein Morgenmensch. Zu so früher Stunde geizte er mit Zuwendung, aber daran hatte man sich gewöhnt. Jeder Tag, auch wenn er noch so eilig begann, würde doch mit einem Abend enden, nicht wahr? Diese Gewissheit besänftigte einen, wenn es drunter und drüber ging. Suzette wurde nervös, wenn Jean-Paul sagte, sie mache ihn nervös, und dann waren beide nervös und es war gut, wenn die Tür hinter ihm ins Schloss fiel. Er würde wiederkommen, keine Sorge, man konnte sich in aller Ruhe wieder ins Bett legen. Es war noch immer kuschelig warm und roch wunderbar nach Jean-Paul.

„Suzette!"

Sie hörte seine Stimme, zuerst in normaler Lautstärke, dann fordernd, zuletzt fast als Gebrüll.

O là là, worüber regte er sich auf?

Suzette war sich keiner Schuld bewusst. Hatte sie etwas angestellt? Wenn, dann musste das vor ihrem Mittagsschläfchen gewesen sein.

„Suzette, wo steckst du, kleines Biest!"

Jetzt wurde es gefährlich. Sie streckte sich. Jaja, mein Guter, ich komme schon. Schade, dass sie das Sofa verlassen musste. Noch ein tiefer Atemzug, was war heute nur los?

Jean-Paul stand mitten im Wohnzimmer. Ja, ER stand. Aber der Weihnachtsbaum stand nicht. Nicht mehr. Er lag zu seinen Füßen. Die Silberkugeln waren keine Kugeln, sondern Scherben, lose

Häkchen lagen herum, die Glasglocken waren zersplittert, die Kerzen waren aus den Kerzenhaltern gefallen, die Lamettafäden schlängelten sich auf dem Teppich, des Baumes Spitze war geknickt, der goldene Engel hatte beide Flügel verloren.

Strafend und streng schaute Jean-Paul drein, wie der Richter, der gleich eine Sünderin verurteilen würde. Suzette machte ein paar vorsichtige Schritte, zögerte, blickte sanft und lieb, ein völlig unschuldiges Wesen.

So etwas konnte doch leicht passieren, wenn man den Baum schon vor dem dafür bestimmten Zeitpunkt, dem Heiligen Abend, aufstellte und schmückte. Sonst hatte es immer die Überraschung gegeben, eine versperrte Wohnzimmertür, ein himmlisches Klingeling, es war so weit: Die Kerzen strahlten, der Engel glänzte zuoberst, Päckchen zuhauf unterm Baum!

Heuer hatte Jean-Paul einen Tag früher mit den Vorbereitungen begonnen, heuer wolle er die Woche zwischen Heiligabend und Silvester verreisen, hatte er angekündigt. Und noch dazu allein, ohne Suzette – die Nachbarin sei bereit, nach ihr zu sehen, sie wäre nicht einsam, Madame Garnier käme täglich zweimal, das ließe sich doch aushalten, eine Woche lang, nicht wahr? –, deshalb hatte Suzette ihm einen Streich gespielt und den Baum gekippt (viel Kraft war nicht nötig gewesen, nur so ein sachter Schups von der Seite, wie zufällig im Vorübergehen, das Baumkreuz wackelte schon seit Jahren), sie hatte gehofft, dass damit Jean-Pauls Abreise verhindert werden könnte.

Man lässt schließlich seine Suzette nicht allein zurück – eine zärtlich liebende Suzette, die ihrem Jean-Paul mit Haut und Haar ergeben war. Von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt, genauer: von den Schnurrbarthaaren bis zur Schwanzspitze.

„Jean-Paul!“, miaute Suzette.

Und er bückte sich, um sie zu streicheln.

Suzettes Fell war grau getigert mit einem exakten schwarzen Rückenstreifen, weißen Pfoten und einer ebenso weißen Kehle, auch die Mandelaugen waren weiß umrandet und unter dem rosa Näschen blitzte ein schmales helles Band ums Mäulchen. Appetitlich und wunderhübsch.

„Trotzdem ein frohes Weihnachtsfest, mein Liebling! Morgen kaufe ich einen Reisekorb.“

Vom Zufall, vom Engel und vom Schaf

Ende Oktober nach einem Friedhofsbesuch: Am Bahnhofsbuffet hatte ich Kaffee getrunken und mir einen Apfelstrudel gegönnt. Für den Schnellzug war Verspätung angesagt worden, ich ging zum Kiosk nebenan, las die Zeitungsüberschriften, kaufte ein Taschenbuch für die Rückfahrt und drehte am Kartenständer. Eine Ansichtskarte zeigte die Dampflokomotive der Zahnradbahn, deren Pfauchen mich als Kind erschreckt hatte. Wie unverwüstlich das eiserne Ungetüm doch war, kam mir in den Sinn, die Bahn fuhr noch immer dieselbe Strecke, gebaut 1888, im Geburtsjahr meines Großvaters, hinauf zum Dampfersteg nach Seespitz. Andere Karten zeigten Flugaufnahmen vom Heimatort. Eine trug die Aufschrift „Schloss Tratzberg" und war nach Osten hin aufgenommen, im Hintergrund lag der Ort breit auf dem Schuttkegel. Das Renaissanceschloss mit seinen vielen Fenstern, eines für jeden Tag des Jahres, war im Vordergrund zu sehen. Ich kenne es von den Sonntagsausflügen in der Kindheit, es steht etwa 100 Meter über dem Talboden. Der Weg dorthin schlängelt sich am Fuß des Kienbergs entlang und war mir früher lang vorgekommen – Kinderbeine sind kurz –, die Wiesen unterhalb des Schlosses waren damals und sind heute noch teilweise sumpfig, eine Wildnis reichte bis zur Allee. Im Frühsommer blühte dort stellenweise eine seltene Art der russischen Iris, eine Schwertlilie, hellblau, und über den Feuchtwiesen schwebte wochenlang ein zarter Schleier, das Libellen-Paradies.

Seit Jahren hatte ich nicht mehr daran gedacht, beim Betrachten der Ansichtskarte fiel es mir ein. Außerhalb des Ortes, in dem Gebiet, das vor der Flussregulierung manchmal bei Hochwasser überschwemmt worden war, hatte ein Bauer den ersten Hof mit „offenem Stall" in unserem Bundesland bauen dürfen. Ich erinnerte mich an Gespräche der Eltern über den mutigen Egerbacher, der mit Unterstützung des Landes einen Versuchshof errichtet hatte, nachdem der alte Hof, der größte im Dorf, nahe der Kirche, abgebrannt war. Die Rinder stehen nicht angebunden im Stall, sondern sind frei, sie gehen aus und ein nach Belieben, eine völlig neue Idee in den

Siebzigern des vorigen Jahrhunderts. Im Mittelfeld des Fotos war der stattliche Hof zu sehen, Grün rundum, westlich davon ein großer Teich, den es früher noch nicht gegeben hatte und der wohl durch die Drainage entstanden war. Ich kaufte die Karte.

Der Egerbacherhof. Der Egerbacher Matthias. Der Matthias und sein Schaf. Wie das mit dem Gedächtnis so ist – Begebenheiten sind vergraben in der Erinnerung, durch Zufälle werden sie gehoben. Manche sind unwichtig, einige schicksalhaft, manche lassen uns vor Scham erröten, andere vielleicht zittern, einige erfreuen uns auch noch nach vielen Jahren, ja nach Jahrzehnten.

Die Ansichtskarte mit dem Schloss Tratzberg und dem Egerbacherhof hat mich an Weihnachten erinnert. An ein bestimmtes Weihnachtsfest, als ich vierzehn war. Die Pfarre veranstaltete einen festlichen Abend, der Organist und Chorleiter hatte die Verantwortung für den musikalischen Teil übernommen, das Krippenspiel leitete ein Deutschlehrer, ein Mundartdichter, den man nie anders als in der Knickerbocker sah. Er wurde wegen seiner Strenge gefürchtet, wenn er einmal lachte, blitzten in seinem Mund zwei Goldzähne. Mich teilte er für den Schluss des Spiels ein: Ich würde der Engel sein, der den Frieden verkündet. Eine kurze Rolle und eine lange Wartezeit in der Garderobe, in der es muffig roch, Spiegel gab es keinen – warum mir ein Spiegel fehlte, erzähle ich gleich.

Es waren nur vier Zeilen und ich hätte gern mehr an Text auswendig gelernt und aufgesagt. Und eigentlich, dachte ich insgeheim, hätte ich auch die Rolle der Maria bekommen können, schließlich war das mein Vorname. Vielleicht schien ich dem Herrn Lehrer dafür nicht heilig genug. Die wichtigste Rolle überhaupt, allerdings eine stumme, war das Christkindl, Mittelpunkt und Anlass des Krippenspiels und Anlass für alles, für Advent und Weihnachten und dann noch Dreikönig. Das Kind in der Krippe war eine Zelluloid-Puppe, obenherum nackt, Ärmchen ausgestreckt, untenherum von einer Windel eingehüllt. Wer das Kind auswickelte, hätte ein Mädchen entdeckt. Eingewickelt hat die Puppe meine Mutter, deshalb wusste ich Bescheid. Mutter besaß ein Spiel- und Galanteriewarengeschäft. Ich hatte das Wickelkind zur zweiten Probe mitgebracht und in die Krippe gelegt, dort lag es bis zum Abend der Aufführung. Danach

hätte ich es wieder mit nach Hause bringen sollen, mitgebracht hab ich aber ein Schaf.

Zurück zur Garderobe, in der sich die Schauspieler umzogen. Sie waren alle schon auf der Bühne, nur der Friedensengel wartete auf das Stichwort. Sein Kleid bestand aus zwei weißen Tischtüchern, an den Schultern und seitlich zusammengenäht, an den richtigen Stellen offen für Hals und Arme. Um die Taille hielt ein Gürtel die Stofffülle zusammen, sonst wäre ich gestolpert. Erst bei der Aufführung trug ich das Kostüm, bei den Proben hatte ich das Schulkleid an. Zwei Tage und zwei Nächte waren meine langen braunen Zöpfe geflochten geblieben, damit der Engel Locken habe. Ein goldenes Band mit einem Stern für meine Stirn war das Beste an der Kostümierung, fand ich und hätte mich gern in einem Spiegel bewundert.

Während ich wartete und auf die Stimmen von der Bühne horchte, dachte ich über das Wesen von Engeln nach, ohne zu ahnen, dass zu diesem Thema schon unzählige philosophische Aufsätze geschrieben worden waren. Wenn es stimmte, was der Katechismus lehrte, waren Engel eine Extra-Schöpfung und nicht, wie mancher glauben mag, in ihrem „vorenglischen" Leben auf Erden gewandelt als gewöhnliche Menschen. Waren Engel demnach neutrale Geschöpfe, geschlechtslos, oder eher, gemäß der deutschen Grammatik, sächlichen Geschlechts? Dagegen sprach der bestimmte Artikel, es hieß zweifellos: DER Engel. Ging man von den Erzengeln aus, Michael, Gabriel, Raffael, der vierte wollte mir nicht einfallen, so waren es eindeutig Männer. Gemälde zeigten oftmals Engel, größere und kleinere, ganze Scharen, aber ob es sich um weibliche oder männliche handelte, war nicht einfach festzulegen, besonders wegen der Haartracht. Jetzt hätte ich wirklich einen Spiegel gebraucht, zur Bestätigung meiner Engelhaftigkeit. Kurzhaarige Engel? Im Himmel gibt es keine Scheren. Und selbst wenn man zu dem Schluss käme, alle Engel seien ausnahmslos Engelsmänner, bliebe es unvorstellbar, dass von den wallenden Gewändern, deren Faltenwurf Künstler herausforderte, menschlich-männliche Körper verhüllt würden, mit allen Attributen. Was wir von ihnen sehen durften, Kopf, Hände und Füße, war engelhaft neutral. Und genauso

hatte ich heute auszusehen. Ich kontrollierte den Vorderteil des Kleides, war er flach genug oder hätte besser ein Mitschüler die Rolle gespielt? Am besten, man stellte sich bei Engeln vor, ihre nackten Füße wüchsen aus dem Kleidersaum und dazwischen wäre – nichts. An diesem Punkt der Überlegungen zog ich meine Pelzschuhe aus. Gut, dass mir das noch rechtzeitig eingefallen war: Sie passten ganz und gar nicht zu einem Engel, knöchelhoch, aus schwarzem Leder, mit groben Litzen und grober Sohle.

Als ich die Schuhe nebeneinandergestellt hatte, sah ich den Arm des Lehrers winken, das Zeichen für die Botschaft vom Frieden. Halleluja – beinah hätte ich mein Stichwort versäumt, doch den Auftritt habe ich nicht verpatzt, bin bloßfüßig erschienen und hab mir einen Schiefer eingezogen. Trotzdem hab ich feierlich langsam und deutlich gesprochen, besonders das Lateinische, von dem ich in meinem Leben nie mehr erlernen sollte als diesen Friedensgruß, hab gleichzeitig die Arme wie eingeübt nicht steif, sondern locker gehoben, die Handflächen gewölbt gemäß der Anweisung: keinesfalls Finger spreizen und Arme erst sinken lassen, wenn der Vorhang fällt! Dann sangen alle mitsammen „Es wird scho glei dumpa“, und die Szenerie war perfekt: Der Jenbacher Stall von Betlehem war voller Glanz. Zuhinterst stand der größte Hirte und hielt ein kleines Schaf im Arm, ein Lampele. Dass es lebendig war, bewies es mit einem Bäh! als Schlusswort, dann kam der Applaus.

Der Egerbacher Matthias hatte das jüngste Schaf aus seinem Stall mitgebracht. Ein frühes Beispiel für lebendige Theaterkunst, denke ich heute. Damals fand ich es einfach lieb, und nicht nur das Schaf gefiel mir, auch der Schafhirt. Es gibt etwas, was man nicht genau definieren kann, eine gegenseitige Anziehung, eine Mischung aus äußeren und inneren Eigenschaften, die aufeinandertreffen und etwas bewirken, unerklärbar, und das ist auch gut so. Mit Worten würde es zerstört.

Wir haben beim Heimgehen nichts geredet. Dass mich der junge Mann begleitete, war nicht ausgemacht gewesen. Es hat sich so ergeben. Oder? Der Hirte brauchte sich nicht umzuziehen, der trug sein Arbeitsgewand, er blieb, bis der Engel wieder in das Mädchen zurückverwandelt war und das weiße Kleid in zwei Tischtücher, und

bevor ich in die Schuhe schlüpfte, sollte ich Matthias meinen wehen Fuß zeigen. Er hat sich vor mir hingekniet und mit dem Taschenmesser die Hornhaut sachte geritzt, den freigelegten Spitz des Holzspans mit Daumen und Messerklinge gefasst und herausgezogen. „Weil wir keinen Schnaps haben", hat er gemurmelt und auf den Zeigefinger gespuckt. Dann wischte er die Spucke in die kleine Wunde und gab meinen Fuß frei.

Der Stern zierte nicht mehr die Stirn, aber das Haar blieb offen, es rieselte in Wellen über meinen Rücken, Matthias berührte es und sagte etwas, was ich in der Aufregung nicht verstand, und dann fragte er, ob ich das Schaf tragen wolle. Natürlich wollte ich. Vom Pfarrsaal bis zur Postgasse Nummer 10 hinunter war es nicht weit. Ich wäre gern noch länger durch die Nacht gewandert. Der Schnee knirschte, der Atem wolkte weiß, ich schaute zu Matthias auf, der an meiner Seite ging, er hatte so fröhliche Augen, und das kleine Tier in meinen Armen roch nach Wolle. Es hielt sich ganz still.

Wäre ich eine gute Bäuerin geworden, hätte ich mit einem Bauern glücklich werden können, auf andere Art glücklich?, fragte ich mich später, als ich schon meinen Weg eingeschlagen hatte. Was hatten wir an Gemeinsamkeiten? Nur kurze Zeit gehörte ich zum Jugend- und Kirchenchor, aber ich erinnerte mich gern an die Proben im alten Schulhaus, wo wir uns wiedersahen, doch kaum ein paar Worte wechselten, und an die Hochämter, wenn wir auf der Orgelempore standen und die Messfeiern zum Fest wurden durch unseren Beitrag, unsere Stimmen, die tiefen der Männer und die hellen der Frauen.

Matthias sang Bass, ich hörte seine Stimme heraus. Manchmal warf ich einen Blick zurück und sah seine Brust sich heben und senken. Wenn er sang, wirkte er ernst und älter, trotz des Bartflaums auf der Oberlippe, ein Mann, der Vertrauen weckte, ja, den Eindruck hatte ich. Er war keiner, der auswich. Er war ein Baum. Ich wusste keinen, der ihm glich. Und wie er lachen konnte! Das Lachen und die Musik, so schien mir, brauchte er zum Ausgleich für die schwere Arbeit, und alles, was ich zu tun hatte, kam mir läppisch vor im Gegensatz zu den Pflichten eines Bauern, der Verantwortung für Menschen, Tiere und Pflanzen trug. Ich kannte weder Lasten noch Entbehrungen. Wäre ich zurechtgekommen? Gewiss hätte ich viel von ihm

lernen müssen. Hat er überhaupt jemals an die Möglichkeit gedacht, etwas mit mir zu teilen? Und hätte ich ihn zum Schluss vor dem bewahren können, was ihm bevorstand? Ich weiß nicht, was der junge Egerbacher in mir gesehen hat, in der Sattlerstochter, die in Innsbruck maturierte und studieren wollte und deshalb immer weniger am Dorfleben teilnahm.

Ich bin Matthias nur noch selten begegnet. Aber jedes Mal hat er mich angelacht wie ein Vertrauter, ein Verbündeter, wir hatten nichts miteinander zu tun, nachdem ich nicht mehr in meinem Heimatort wohnte, aber da war dieses Gefühl, das sich nicht verändert hatte, wir waren einander gut, ohne uns jemals näher gewesen zu sein als in jener Dezembernacht. Es hätte sein können, dass –, es wäre möglich gewesen, wenn, ja wenn – es hätte einiger Zufälle bedurft, aber die sind nicht eingetroffen.

Ein Schulmädchen und ein junger Bauer auf dem Heimweg nach der Adventfeier. Die Zukunft war fern. Er würde den Hof auf den feuchten Wiesen unterhalb von Schloss Tratzberg errichten und bewirtschaften, eine Familie gründen, Ansehen erringen, viel Arbeit und viele Enkelkinder haben und eines Tages durch das Futterloch der Tenne in den Stall hinunterstürzen. Der Tod im Stall. Wo sonst, möchte man fragen. Er war mit Leib und Seele Bauer gewesen. Meine Mutter hat mir in einem Brief von dem Unglück berichtet. Den letzten Satz dieser Geschichte hat sie geschrieben: Ich sehe euch noch vor der Haustür stehen, den Matthias und dich mit dem Schaf im Arm.

GLORIA IN EXCELSIS DEO ET IN TERRA PAX HOMINIBUS

Maria Eliskases, 1946 in Jenbach/Tirol geboren, lebt nach Studien- und Arbeitsjahren in Wien, Salzburg und Linz seit 1974 im Salzkammergut.

Bisher im *Verlag* Bibliothek der Provinz erschienen:
„Stragula, *Erzählung*
„Quellenweg", *Erzählung*
„Der Haubentaucher", *Erzählungen*
„Goldfisch", *Roman*
„Frauenschuh", *Roman*
Unter Maria Linschinger: „Winterkind", *Roman*
„Cordula und das Bummerdings", *Kinderbuch*

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien